

Zeitschrift: Die Berner Woche

Band: 28 (1938)

Heft: 8

Rubrik: Weltwochenschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Spannung lag beinahe greifbar im Saale.

Der Mann nickte.

„Ihre Personalien?“

Der Mann wurde allmählich sicherer. Der Protokollführer notierte eifrig.

„Herr Kölpe, Sie wollen der Wächter sein, den der Angeklagte in der Mordnacht nach der Zeit gefragt hat?“

Der stille lange Mensch mit dem ernsten Gesicht schüttelte den Kopf:

„Nein, nicht der Wächter. Über der Mann, den der Becker gefragt hat, der bin ich. Und mit der Zeit, das stimmt genau.“

„Woher wollen Sie denn wissen, daß es so genau stimmt? Und warum melden Sie sich erst jetzt?“ warf von Gruber dazwischen.

„Es war wegen der Frau —“, war die zögernde Antwort.

„Wegen welcher Frau?“

„Nun, wegen der Frau vom Wächter Lorenz. Die wollte doch nicht, daß ich mich melde. Aber jetzt kann ich's ja. Jetzt habe ich gedacht“, fuhr Kölpe schwerfällig fort, „besser die Leute reden über uns beide, als daß hier einer um sein Recht kommt.“

Er sah auf Reinow. Der nickte ihm nur zu. Kölpe fühlte das männliche Verstehen, sprach erleichtert weiter.

„Die Frau von dem Lorenz, der jetzt gestorben ist, die kenn' ich schon lange. Die ist aus meinem Dorfe. Und wenn der Lorenz nicht mehr Geld gehabt hätte und der Vater von der Paula nicht auf dem Hofe verschuldet gewesen wäre, dann wär' aus ihr und mir was geworden. Aber ich hab' sie nicht vergessen können, die Paula. Und wie ich die Stelle an der Straßenbahn bekommen hab', da hab' ich mal an der Endhaltestelle von der Linie 2 die Paula gesehen. Weil sie mit ihrem Manne dort im Werkhause am Elektrizitätswerk wohnte. Na, und da haben wir halt miteinander gesprochen und da hat sie mir erzählt, daß sie es nicht gut hatte bei dem Lorenz. Und dann haben wir uns manchmal gesehen. An dem Abend, wo die Geschichte im Scheitniger Park passierte, da hab' ich auf die Paula gewartet. Darum bin ich an dem Abend vor dem Park auf- und abgegangen. Da ist plötzlich der Herr hier gekommen“, er zeigte auf Becker, „und hat mich gefragt, wie spät es ist. Da war's auf der Werkuhr genau 22 Uhr 20 Minuten. Ich hab' meine Uhr noch verglichen, die ging genau so. Darum weiß ich das so genau.“

Die Zuhörer sahen sich stumm an. Dieser ewige Wechsel von Personen, von Beschuldigungen, plötzlich aufgetaucht, von Entlastungen, so gleichsam aus dem Dunkeln heraustritt, hatten die übermüdeten Gehirne gelähmt. Man fand sich nicht mehr durch.

Auch Reinow mußte innerlich zugeben, einen Prozeß mit soviel unvorhergesehenen Zwischenfällen hatte er noch niemals geseitert.

„Ich schließe also die wiederholte Beweisaufnahme“, sagte er genau wie vorher. „Herr Staatsanwalt, welche Anträge haben Sie zu stellen?“

Staatsanwalt von Gruber antwortete nach kurzer Pause mit ruhiger Stimme:

„Unter diesen veränderten Umständen kann ich die Anklage gegen den Angeklagten Becker nicht mehr aufrechterhalten. Ich beantrage Freisprechung und die Übernahme der Kosten durch die Staatskasse.“

„Herr Verteidiger — —?“

Genindes schwermütiges Gesicht war von einem stürmischen Glück erhellt.

„Ich beantrage gleichfalls den Freispruch meines Mandanten.“

Reinows Stimme hallte durch die Stille:

„Angeklagter, ich erteile Ihnen das Schlusswort.“

Man hörte, wie alle Menschen im Saale sich mit einem Rück zu Becker wandten. Was würde nun geschehen? Was für eine Wirkung würde es bei diesem Manne geben, der eben noch vor der schwersten Strafe gestanden und nun befreit sein sollte von Schuld und Sühne?

„Becker!“ Genindes sagte es leise, wie um den schweigenden

Dasitzenden zu erwecken. Becker schien überhaupt nicht mehr zugehört oder nicht verstanden zu haben, wie sich in den letzten zehn Minuten sein Schicksal gewandelt hatte.

„Becker!“ Es war Genindes zweiter Anruf in der fiebrigen Stille.

Becker stand langsam auf, wandte sein zerstörtes Gesicht dem Richtertisch zu, dann Geninde.

„Ich weiß nicht, — — ich weiß nicht, — — ich hab' nichts mehr dazu zu sagen. Nein, nein, — — nichts zu sagen.“

Das Letzte verlor sich in einem undeutlichen Murmeln. Schon saß er wieder zusammengesunken in seiner Bank.

Reinow stand auf, mit ihm die Geschworenen. Sie hatten Gesichter wie Menschen, die ein Erlebnis noch nicht verarbeitet haben.

„Das Gericht zieht sich zur Beratung zurück.“

Schon erhob sich auch im Saale Bewegung. Ein Teil der Zuhörer drängte hinaus, einige standen auf, um noch einmal Becker zu sehen, der nun, vermutlich zum letzten Male, als Gefangener von den beiden Gefangenenaufsehern durch die kleine Seitentür abgeführt wurde.

Nach kaum einer Viertelstunde drängte alles wieder zurück. Das war die kürzeste Beratung, die man je erlebt hatte.

Fortsetzung folgt.

Weltwochenschau

SBB bleibt SBB

Die Späne, die ihr Geld in Bundesbahn-Obligationen angelegt haben, dürfen nach dem geltenden Recht verlangen, daß ihr Geld geschützt werde. „Vom Bund garantierte Papiere“ sind nicht irgendwelche Fehlen, die wie etwa solche von Privatbanken „devaluierter“ werden dürften. Ein solcher „jüngster Tag“ der SBB-Obligationen hätte zur Voraussetzung den Bankrott der Eidgenossenschaft. Das verbriepte Recht der Obligationenbesitzer ist der unverrückbare Mittelpunkt der ganzen Debatte um die SBB-Reorganisation.

Aber die Bundesbahnen müssen „saniert“ werden. Der Betrieb und die Kapitalbelastung müssen künftig „kaufmännisch aussehen“. Oder nicht nur „aussehen“, sondern „sein“. Also müssen diese Obligationen weg, wenigstens bis auf einen tragbaren Stock hinunter. Wer soll den Verlust tragen? Wer soll ihn tragen? Schöne Frage für ein Kinderspiel. Die Antwort lautete: Der Bund, der die Obligationen garantiert hatte. Hieraus ging aus, die am meisten nach „rechts“ gerichteten Reformpläne, hinter welchen die Nationalräte Wetter und Muhs stehen. Nach diesen Plänen müßten die SBB ein selbständiges Unternehmen werden; ihr Kapital, das heißt die Schuld, die sie übernehmen würden, betrüge nur die Hälfte der heutigen Belastung oder etwas mehr, „je nach Übereinkunft“. Der Rest fiele zu Lasten des Staates, der sich mit Hilfe von erhöhten Zöllen behelfen, Zins und später Kapital bezahlen müßte.

Nun ist im Nationalrat die Entscheidung gefallen. Das Parlament folgte dem Antrag des Bundesrates, und der Artikel, der die rechtliche Stellung des Unternehmens festigt, lautet: „Verwaltung und Betrieb . . . sind Sache einer innerhalb der Schranken der Bundesgesetzgebung selbständigen eidgenössischen Verwaltung . . .“ Die Entstaatlichungspläne sind also abgeschlagen. Der Bund trägt die Obligationenschuld, liefert aber die Bahnen nicht denen aus, die an einem rentablen Geschäft verdienen wollten.

Auch der Schicksalsartikel der Vorlage, Artikel 14, der die Stellung des Personals regelt, ist erledigt. Das Personal bleibt „Bundespersonal“. Seine Pflichten, die „öffentl.-rechtlich“ sein müssen, haben die Entscheidung gebracht. Man mußte auch die Rechte den Pflichten gemäß gestalten. Die Beamten bleiben also Bundesbeamte mit Rechten . . . und Pflichten solcher, unterstehen dem bundesrechtlichen Anstellungsverhältnis und behalten alle aus diesen Bedingungen abgeleiteten Ansprüche. Mit starker Zweidrittelmehrheit hat der Nationalrat

einem Minderheitsantrag zugestimmt, der die Dinge in diesem Sinne regelt.

Große Beruhigung wird im Personal sein. Uns aber bleibt die Frage der „dauern den Konjunktur“ zu lösen. Sie allein gewährleistet Bundesbahnrendite, Obligationen und ... Erfolg in der Verkehrteilungsfrage, die nun endlich auch spruchreif wird, nachdem sichersteht, daß SBB SBB bleibt.

Schwanken nach dem Erdstoss

In den großen Blättern stand wenige Tage nach dem Umschwung im Dritten Reich zu lesen, die italienisch englisch und französisch wären bald Erfolg haben. Mussolini brauche britisches Kapital, um Abessinien zu kolonisieren. Die „City“ werde ihm dieses Kapital geben. Eine Anleihe an Italien sei also zu erwarten. Als Gegendienst werde Mussolini 40,000 seiner „Freiwilligen“ in Spanien zurückziehen. Die Sache sei bereits reif. Franco wäre soviel wie ein verlorener Mann. Deutschland gelte als instabil, vor allem auch bei Mussolini. So hieß es um den 9. Februar herum.

Seither ist es merkwürdig still geworden. Mussolini hat sein Geld nicht erhalten. Die „City“ will nichts versprochen haben. Nachrichten über die erneut unsichere Lage in Abessinien, die aus London stammen, sprechen vom ewigen Bandenkrieg. Italienische Arbeiter kehren heim. Sie wollen nicht siedeln, weil sie nicht können. Über die besetzten Dörfer und Städte hinaus ist das Land sozusagen „wilder Westen“. Die besetzten Punkte kosten unsinnig Geld. Und das Leben ist sehr teuer. Solche Nachrichten bedeuten, daß die Agitation gegen Italien „mit britischen Mitteln“ weiter geführt wird. Sie bedeuten vor allem auch, daß London kein Geld geben will. In eine Kolonie, die der Eroberer nicht sicher in Händen hält, gibt London kein Geld. Das heißt aber auch, daß Mussolini seine 40,000 nicht zurückziehen will, daß er Franco nicht als verlorne Mann betrachtet, und daß er Berlin durchaus nicht aufgegeben hat.

Immerhin, ein Schwanken war zu verspüren. Und Mussolini hatte Grund, sich auf allerlei Möglichkeiten einzustellen. Der deutsche Radikalismus droht nach wie vor mit Überraschungen. In Österreich wurde fast zugleich mit dem deutschen Umschwung eine Razzia auf die Nationalsozialisten eröffnet. Eine Verschwörung war aufgedeckt worden. Nach zuverlässigen Angaben stand ein Putsch unmittelbar bevor. Die „österreichische Legion“ stand in Bayern, um bei gegebener Gelegenheit in Oberösterreich einzufallen. Rom muß auch davon gewußt haben. Wenn sich je ein solcher Einmarsch und ein Naziputsch in Wien verwirklichen sollte, dann gibt es für Italien kein Entweder-Oder. Dann muß es mit blitzschneller Wendung den Anschluß bei England und Frankreich suchen und Österreich retten helfen. Rom betrachtete die befonnenen Reichswehrgenerale um Tritsch herum, also die Nicht-Nazis, als die eigentlichen Garanten der Sicherheit Österreichs. Wohlverständlich, daß es einen Moment lang schwankt. Wohlverständlich, daß in London Ballons aufgelassen wurden.

Die Lehre aus den vergangenen Wochen mag etwa lauten: Der britisch-italienische Streit und das spanische Abenteuer sind an dem Tage zu Ende, wo das Dritte Reich Italien im Donauraum bedroht. Ein Erdbeben im Dritten Reich, ein Anzeichen dafür, daß die Nazis in Mitteleuropa unbesonnene Streiche versuchen, und Italien schwankt.

Einstere Folgen als im Westen hatte der Erdbebenstoß aus Deutschland im Südosten. Das Gebäude der klerikalen, antisemitischen Diktatur Goga in Rumänien ist zusammen gestürzt. Der König hat seine eigene Diktatur ausgerufen und das Parlament auf unbestimmte Zeit in die Ferien geschickt. Er setzt damit die letzte Karte ein und weiß es offenbar auch. Allerlei ging diesem Umsturz voraus. Goga hatte Wahlen ausgeschrieben, um ein Parlament nach seinem Sinne zu erhalten. Aber diese Wahlen begannen mit blutigen Erzeugen. Die echten Hitlerfreunde von der „Eisernen Garde“ wollten nicht mit der Regierungspartei marschieren und lieferten ihr und

den andern Gruppen förmliche Schlachten. Dazu entführten sie einen russischen Diplomaten, den russischen Geschäftsträger in Bukarest, Butenco. Moskau protestierte gegen diese Ermordung, noch bevor sie sicher stand. Gogas Diktatur, von den verschiedenen Erzeugen belastet, stand immer weniger fest. Die Nachrichten aus Berlin gaben seinem Kredit den letzten Stoß. Der König Carol aber bekam vom britischen Gesandten zu hören, solange der Diktator Goga nicht gehe, sei ein rumänischer Königsbesuch in London nicht mehr möglich. Und Carol hat ja doch in London studiert!

Heute herrscht also das Militär im Namen Carols. Die Wahlschlachten hören auf, die Wahlen sind fistiert. Eine Verfassungsänderung ist angekündigt. Was wird werden? Mit der neuen Verfassung kann das Land nicht gerettet werden. Es müßte allerhand anderes dazu kommen. Der Bauer leidet furchterlich. Seine Produkte gelten nichts, die der Industrie, und namentlich importierte Waren, sind für ihn unerschwinglich. Die Massen sind revolutionsreif, wenn man das Glanz und den Übermut der Oberschicht betrachtet. Auch die königliche Diktatur kann dem Bauern nicht geben, was nur eine moderne Industrie und den landwirtschaftlichen Preisen angemessene Preise für andere Waren ihm geben müssen. Der Terror wird ihn niederhalten müssen, wie bisher.

Berlin und Rom haben für Gogas Abgang nur eine Erklärung gefunden: Das „Weltjudentum“ hat ihn gestürzt. Bequeme Erfindung, dieses „Weltjudentum“, das zum Schaden der armen Rasse eben nicht besteht. Aber da man den britischen Gesandten in Bukarest sowie zu den Bolschewiki zählt, ist für Goebbels die Erklärung gegeben!

Über den nahen Osten hinaus erstrecken sich die Wirkungen des „Stoßes aus Berlin“ bisher nicht. Aber man erwartet, daß von jetzt an die deutschen Versuche, zwischen China und Japan zu vermitteln, aufzuhören werden. Und China fürchtet, die endlich gleichgeschaltete deutsche Industrie werde keine Waffen mehr liefern! Und somit Japan unterstützen. Angesichts der japanischen Angriffe gegen die chinesische Hauptstadt am nördlich und südlich von Hsutfchau, in einem Halbkreis von riesigen Ausmaßen, ist dies bedenklich. Der chinesische Glaube, es werde ein Wunder geschehen, da 1938 am Himmel das für China günstige „Tigerzeichen“ regiere, könnte einen bösen Stoß erhalten.

—an—

Kleine Umschau

Über eine Kältewelle, die, wie die wissenschaftlichen Wetterpropheten sich auszudrücken pflegen, von dieser Richtung vorwird, um sich da und dorthin zu ergießen und sich mit dieser oder jener Strömung zu vereinigen — gehen wir nun alsgleich dem Frühling entgegen. Auch wir sind, wie wir bereits bemerkten, mit dieser europäischen Kältewelle beeindruckt. Die Vögel haben sich während der Bise nicht einmal mehr an ihre Futterkästen gewagt. Bei diesen gestörten Weltverhältnissen soll es einen nicht wunder nehmen, wenn einmal solche Kälteinbrüche vom Süden, sogar von Afrika zu uns über die Alpen herüber kommen!

Frühling! Trotz des Schnees, der uns wieder einmal beschert wurde, dringt er doch alsgemach aus dem Boden hervor und zeigt sich in Knospen und Vogelstimmen. „Wieder darf ich einen Frühling erleben“, pflegte unser Lueggel zu sagen, wenn alles um ihn her grünte und blühte und die Tierchen der ganzen Nachbarschaft ihn besuchten kamen. Für uns alle kommt einmal der letzte Frühling. —

Für Bern erheben sich, trotzdem die Leute behaupten, es sei gegenwärtig nichts los, allerhand wichtige Fragen. Da ist die Gedächtnistafel für den großen Mathematiker Jakob Steiner, ein Urenstorfer, die an dem zum Abbruch bestimmten Hause neben der alten Schaal angebracht ist. Was, fragen wir uns, soll nun mehr mit der Tafel geschehen, wenn das Haus abgebrochen wird? Besteht eine Berechtigung, sie eventuell an dem neuen